Wohnstift Karlsruhe

ResidenzJournal

Ausgabe 58

Januar - Februar - März

2024

Liebe Leserin,
lieber Leser,

Weihnachten und der Jahreswechsel liegen hinter uns, die wunderschöne Dekoration in beiden Residenzen wurde mittlerweile wieder abgebaut. Wir alle durften wieder die Weihnachtsfeiern genießen und an Heiligabend und Silvester wie vor Corona zusammen feiern. Die Küchenmitarbeiter haben uns hierfür mit Menüs und Buffets verwöhnt, die ein Extra-Lob verdienen.

Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle bei allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die gerade auch an den Festtagen in den unterschiedlichen Funktionen für unsere Bewohner da waren.

Ein schwieriges Jahr liegt hinter uns. Zu dem Krieg in der Ukraine kam auch noch eine militärische Auseinandersetzung im Nahen Osten dazu. Auch dort starben und sterben unschuldige Menschen und viele leiden bittere Not. Der Klimawandel macht sich durch einen sehr nassen Winter und schlimme Überschwemmungen in weiten Teilen Deutschlands bemerkbar und bescherte den betroffenen Menschen weder besinnliche Weihnachten noch einen guten Start ins neue Jahr.

Unser Blick richtet sich nun auf die Zukunft, die Vorhersagen sind jedoch alles andere als gut. In einem Kommentar habe ich gelesen, dass 2024 Pessimisten Hochkonjunktur haben. Die lange Phase von Wohlstand und Wachstum endet, Ministerpräsident Kretschmann spricht von Zumutungen, die auf die Bürger zukommen. Die Inflation geht nur langsam zurück, die Energiepreise steigen durch höhere Abgaben und Umlagen voraussichtlich weiter.

Diese steigenden Kosten haben unseren Betreiber des Oberwaldbades, den Post Südstadt Karlsruhe e.V., dazu veranlasst, den Pachtvertrag mit dem Wohnstift zu kündigen, weshalb das Bad Stand heute zum 31.07.2024 geschlossen werden muss. Aus finanziellen und personellen Gründen ist es leider undenkbar, dass das Wohnstift das Bad in Eigenregie weiterbetreibt. Insbesondere durch den seltenen Hubboden ist dies für viele Nutzer des Bades, vom Babyschwimmen über Schülerkurse bis hin zur den Senioren eine schlechte Nachricht. Es bleibt zu hoffen, dass der öffentliche Druck zum Erhalt dieses Bades zunimmt, und die Stadt Karlsruhe doch noch Lösungen findet.

Wir sollten uns jedoch nicht nur den negativen Dingen zuwenden. Kennen Sie das geflügelte Wort „Carpe Diem"? Carpe Diem ist eine Sentenz aus der um 23 v. Chr. entstandenen Ode „An Leukonoë" des römischen Dichters Horaz. Sie fordert in der Schlusszeile als Fazit des Gedichts dazu auf, die knappe Lebenszeit heute zu genießen und das nicht auf den nächsten Tag zu verschieben (Zitat aus Wikipedia).

Wir müssen die alltäglichen Glücksmomente wieder schätzen, das kann ein gutes Essen aus der Wohnstiftküche sein, eine freundliche Begrüßung auf dem Flur oder der Gedanke an ein behagliches und sicheres Wohnen im Wohnstift. Sicherlich fällt Ihnen hierzu noch einiges ein, was Ihre Laune wieder hebt.

Übrigens: Gute Laune lässt sich nicht verordnen, aber sie wirkt ansteckend auf andere Menschen in unserem Umfeld. Probieren Sie es aus!

In diesem Sinne grüßt Sie Ihr

Wolfgang Pflüger
Direktor

Das Redaktionsteam wünscht allen Leserinnen und Lesern ein gesundes und glückliches neues Jahr 2024!

Basenfasten in der FächerResidenz

Eines der Grundübel und Ursache für viele Krankheiten in unserer Gesellschaft sind bekanntermaßen Übergewicht und falsche Ernährung. Nun sind wir zwar in unseren Wohnstiften in Karlsruhe und Rüppurr in der glücklichen Lage, gesund ernährt zu werden, aber hin und wieder zu fasten ist empfehlenswert für Körper und Seele, auch wenn man gesund ist und sein Idealgewicht auf die Waage bringt. Deshalb startete während der Fastenzeit vor Ostern in der FächerResidenz ein Experiment: das Basenfasten.

Dabei handelte es sich keineswegs um eine qualvolle Hungerkur. Basenfasten ist vielmehr eine milde Form des Fastens und dient, wie das Heilfasten auch, der Gesundheit des Menschen. Aber im Gegensatz zum Heilfasten, bei dem häufig auf feste Nahrungsmittel verzichtet werden muss, geht es beim Basenfasten weitgehend darum, lediglich auf diejenigen Lebensmittel zu verzichten, die Säure bilden. Dadurch wird ein deutlicher Entschlackungseffekt erzielt, der Körper aber weniger strapaziert als beim Heilfasten. Hungern muss keiner.

Geplant wurde das Basenfasten nach der von Sabine Wacker entwickelten „Wacker-Methode“ und durchgeführt von der Heilpraktikerin Annette Pohl. Sie stellte auch in Zusammenarbeit mit Küchenchef Gob die basischen Gerichte für die Kursteilnehmer und Kursteilnehmerinnen zusammen, die während des Wochenkurses von den Teilnehmern verzehrt wurden. Liest man den Speiseplan, dann läuft einem das Wasser im Mund zusammen, und nach Aussagen der damaligen Teilnehmer hat keiner die „schlechten Säurebildner“ wie Fleisch und süßen Nachtisch vermisst.

Die gehören nämlich zusammen mit Kaffee, Alkohol und zum Teil auch Kuhmilchprodukten zu den Nahrungsmitteln, die sehr schädliche Säuren produzieren, wohingegen Nahrungsmittel aus Vollkorngetreide – z. B. Dinkel, Hafer, Hirse, Gerste, Roggen, Reis - bekömmlich sind. Erlaubt sind auch Zwischenmahlzeiten aus bestimmten Nussarten und Dörrobst; Rohkost sollte allerdings nach 14 Uhr nicht mehr verzehrt werden.
Zum Basenfasten gehört aber nicht nur die Ernährung, sondern auch ausreichende Flüssigkeit, genauer gesagt etwa 2 Liter Stilles Wasser oder Kräutertee pro Tag sowie 30-40 Minuten körperliche Bewegung, aber auch Entspannung, vor allem ausreichende Ruhepausen und Schlaf von mindestens 8 Stunden pro Tag.

Diese und viele andere Hinweise wurden den Teilnehmern der Fastenwoche praktisch und theoretisch vermittelt. Nach einer Einführungsveranstaltung im Vortragsraum folgte eine Woche, in der die Bewohner gemeinsam Frühstück, Mittag- und Abendessen einnehmen, natürlich mit den entsprechenden Erläuterungen. Man saß zu viert in Gruppen zusammen; hatte angeregte Gespräche, aber auch die Augen aßen mit bei den appetitlich angerichteten Speisen. Aber das war nicht alles. Autogenes Training, Progressive Muskelentspannung, immer begleitet von Fragen rund um die Fastenzeit, schlossen ab mit einem Abschlussgespräch, in dem ein Fazit gezogen wurde. Die Bewohner erhielten zudem Unterlagen mit einer Zusammenfassung all dessen, was Basenfasten ausmacht und einer Anleitung, wie sie selbst ohne viel Aufwand für Nachhaltigkeit sorgen können.

Ein klar verständliches „Wiedereinstiegsprogramm“ in die Normalität hielt fest, in welcher Reihenfolge und Menge die einzelnen Nahrungsmittel (wieder) genossen werden können, sowie leckere Rezepte und die Wacker-Essregeln, welche die Teilnehmer während der Fastenwoche gelernt hatten. Wer sich daran hält, bei dem kommt es nicht zu dem gefürchteten Jo-Jo-Effekt, nach dem sie also nach der Fastenkur in wenigen Wochen wieder ihr altes Gewicht erreichen.

Zweimal im Jahr, im Frühjahr und im Herbst, sollte der Mensch eine Basen-Fastenwoche einlegen. Aufgrund des großen Erfolgs im vergangenen Jahr wird das Basenfasten im Frühjahr wiederholt – vielleicht haben Sie Lust bekommen, es im kommenden Jahr selbst einmal zu probieren?!

Marthamaria Drützler-Heilgeist, FR

* * *

Jenseits von Bethlehem

Ein Nachtrag zum schönsten Fest der Christenheit

Die Weihnachtszeit liegt nun schon ein paar Wochen zurück, und wir waren glücklich, wieder wie vor der Coronazeit feiern zu können: Frohes Beisammensein, Erinnerungen an die Kindheit, Kerzenschein und Gabentisch und so vieles mehr; jeder hat seine eigenen Erlebnisse mit diesem schönsten Fest der Christenheit. Dazu gehört auch die Geschichte der Geburt des Kindes in der Krippe, wie sie Lukas erzählt, wir können sie fast auswendig. Darf man nun, da der Alltag uns wieder hat, die Weihnachtsgefühlswelt kurz mal etwas beiseite räumen, einen Schritt zurücktreten und genauer hinschauen auf das, was uns Lukas da erzählt? – Ja, man darf, und man darf sie auch rückblickend mit einem etwas anderen Akzent lesen.

Nun also – Vorhang auf für das Drama der Geburt des Erlösers, wie wir es kennen. Da öffnet Lukas mit dem Einleitungssatz das ganz große Welttheater: „Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde.“ Der Herrscher des Weltkreises, Kaiser Augustus, Sohn und Liebling der Götter, lässt seine Untertanen in allen Provinzen zählen: Herrschaftsanspruch in Zahlen ausbuchstabiert.

Und inmitten dieses Weltkreises gibt es eine kleine rebellische Provinz an der Ostküste des Mittelmeeres, dort wird in einem armseligen Stall ein Kind geboren, weil kein Raum unter den Menschen gefunden wurde. Zu seiner Geburt erklingen nicht triumphale Salutschüsse, sondern Engel vom Himmel jubeln und rufen den Menschen zu, dass Gott durch dieses Kind Frieden schaffen wird, dass er seinem Volk und den Völkern der Welt seine Güte zuwendet. Das Kind im Futtertrog wird den allmächtigen Unterdrücker aus Rom letztlich besiegen. So die Botschaft des Textes.

Wenn wir uns nun diese Geschichte genauer ansehen, dann wird auf einmal klar: Außer den beiden fernen Herrscherfiguren sind alle, die da auf der Bühne des Lukas agieren, Juden. Die Geschichte spielt im Milieu kleiner Leute, frommer Menschen, die auf Befreiung von der römischen Gewaltherrschaft hofften. So wie Gott vor langer Zeit sein Volk erlöst hatte aus der Knechtschaft in Ägypten, indem er ihnen Moses sandte, so hoffte man auch jetzt auf die Ankunft eines Befreiers und Erlösers.

Das ist die Welt, in der diesem jungen jüdischen Paar ein Kind geboren wird, ein Kind, das den Eltern zum Hoffnungsträger wird. Aber irgendwann haben die, die sich später nach diesem Kind benannten, die „Christen“, diese Geschichte sozusagen für sich vereinnahmt, dieses Kind zu ihrem erklärt, es quasi ausgebürgert aus seinem Volk. – Es wird Zeit, einen Blick auf die

Jüdischen Wurzeln dieser Erzählung zu richten, die sie ganz neu zum Leuchten bringen kann.

Diesen jüdischen Blick auf die Weihnachtsgeschichte habe ich bei einer Veranstaltung auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag im Juni 1981 in Hamburg gelernt. Dort boten zwei Theologen – der jüdische Theologe Pinchas Lapide und sein evangelischer Kollege Helmut Gollwitzer – einen Dialog über die Weihnachtsgeschichte an. Mitten im Sommer? Ich war neugierig und wurde nicht enttäuscht. Meine Ausführungen hier verdanken sich also diesem öffentlichen Dialog unter Theologen.

Wir Menschen der Moderne bleiben natürlich von der Wissenschaft geprägt und klopfen die Erzählung nach den geschichtlichen Fakten ab. Und da muss man zugestehen, dass der gute Lukas bei seinem großartigen Szenenbild sich einige Freiheiten erlaubt, hat: Es ist zum Beispiel so gut wie sicher, dass es eine reichsweite Volkszählung nie gegeben hat, allenfalls gab es alle paar Jahre, jeweils auf eine bestimmte Provinz beschränkt, eine Steuerschätzung, die wegen der sog. Kopfsteuer auf eine Zählung der Bewohner eines Dorfes oder einer Stadt hinauslief. Eine solche gab es für Galiläa (die Provinz, zu der Nazareth gehörte), im Jahre 4 vor unserer Zeitrechnung. Die berühmte großräumige Volkszählung gehört also zur Bühnenausstattung des Lukas.

Und was ist mit Bethlehem? Wie soll das gehen? Ganze Familienclans hätten sich auf den Weg zu den Ursprüngen ihres Stammes machen müssen, um sich dort zählen zu lassen. Ein solches Chaos in einer Provinz in latenter Dauerrebellion gegen die Besatzungsmacht, das hätten die Römer wohl kaum angeordnet. Und mittendrin dann Joseph mit seiner hochschwangeren Frau ca. hundert Kilometer durch das samaritanische Hügelland von Nazareth nach Bethlehem? Auch das gehört wohl zur Bühnenausstattung des Lukas.

Sodann ist auffällig, dass Joseph nur noch einmal (und da auch nicht mit Namen) erwähnt wird, nämlich als „seine Eltern“ drei Tage lang verzweifelt ihren 12-jährigen Sohn suchen, wie Lukas noch im selben Kapitel berichtet. Der junge Joshua (hebräisch für Jesus) war in der Synagoge zurückgeblieben. Dann verschwindet Joseph von der Bildfläche, als hätte es ihn nie gegeben. Matthäus beschreibt ihn als „frommen und gerechten Mann“, d. h., er war ein gesetzestreuer Jude. Gerade diese „Frommen“ aber bildeten den Kern der Bewegung gegen die Römer, und es ist denkbar, dass Joseph dazu gehörte. Daher erschien es der jungen Christengemeinde wohl ratsam, ihn nicht mehr zu erwähnen, um sich mit diesem Namen nicht zu kompromittieren.

Von da aus imaginiert nun Pinchas Lapide folgende Abwandlung der Ereignisse: Es ist vorstellbar, dass Joseph und Maria sich auf der Flucht vor Verfolgungen der römischen Besatzungsmacht befanden. Sie suchten Unterschlupf in einer der zahlreichen Höhlen um den See Genezareth, die immer auch Hirten und ihren Schafen als nächtlicher Ruheraum dienten. Dort gab es einen Futtertrog, dort könnten sie Ihr Kind abgelegt haben. Sie hatten sich mit Windeln ausgerüstet, damit es dem Kind an nichts fehle. Hirten teilten als Erste die Freude mit den Eltern, schützten das junge Leben. Hirten gehörten damals zur untersten gesellschaftlichen Gruppe: Nicht-Sesshafte, denen man nicht über den Weg traute – und gerade sie wachen über den Schlaf des Erlösers der Welt.

So fing es an mit diesem jüdischen Kind, von ganz da unten kam es, ein Flüchtlingskind und seinen Eltern ein Hoffnungsträger. Er wird die „Gewaltigen vom Thron stoßen - … die Niedrigen aufrichten … er hilft seinem Diener Israel auf“, singt Maria. Ja, das müssen wir endlich zugeben, diese Geschichte ist eine Hoffnungsgeschichte zuerst für das Volk Israel, aber, so werden dann die Christen verkünden, auch eine Hoffnung für die Welt.

Ingrid Rumpf, FR

Frühblüher im Park

Noch hat der Winter unsere Natur fest im Griff. Kälte, Nässe und bisweilen sogar Schneeschauer bestimmen unseren Alltag. Und doch schleicht sich ein leises Frühlingsahnen in unsere Gedankenwelt, weil wir schon die ersten Blumen entdecken.

Schon im Februar streckt das Gänseblümchen auf den Wiesen in unserem Park seine Blüten der Sonne entgegen. Wegen seiner vielen Wirkstoffe und Vitamine hat es einen festen Platz in der Volksmedizin. Das Gänseblümchen, auch Maßliebchen, Tausendschön oder Marienblume genannt, wird bei Husten, Erkältung, Verletzungen der Haut und Stoffwechselerkrankungen eingesetzt. In alten Heilkräuterbüchern wird es besonders gegen Wintermüdigkeit empfohlen. Im Februar erscheinen im Park kleine Pflänzchen mit winzigen Blüten mit leuchtenden Farben. Auch der Waldsauerklee blüht, und je wärmer die Tage werden, erscheinen kleine und große Osterglocken, Traubenhyazinthen und Scillen in großen Mengen. Am Nebeneingang des Wohnstiftes fanden wir ein kleines unbekanntes Pflänzchen, das unsere Blumenkennerin zunächst nicht identifizieren konnte. Aber Dank der Kamerafunktion unserer Handys (in Google) wurde das Rätsel schnell gelöst. Es handelt sich um eine Gemeine Hainsimse, die eher in den Alpen zu Hause ist.

Im März spüren wir nun endlich, dass es Frühling geworden ist und die Natur grünt und blüht. Auf der Wiese im Park erscheinen Unmengen kleiner weißer Punkte, gleich verspäteten Schneeflocken, das Frühlings-Hungerblümchen. Durch Kreuzungen gibt es inzwischen 30 Arten und Formen, die als Polster und Frühlingblütenkissen in Steingärten wachsen. Mit reichlich weißen Blüten erfreut uns auch das Knäuel-Hornkraut, besser bekannt als Ackerhornkraut. Die Spaziergänger werden jetzt auch blaublütige Veilchen und Vergissmeinnicht entdecken. Mit einem leuchtenden Blau zeigt sich auch der Ehrenpreis, von dem es mittlerweile 1000 Arten gibt, die auf allen Erdteilen wachsen. Nicht so bekannt ist der Gundermann mit seinen blauviolett blühenden Trieben. Die Pflanze, auch Gundelrebe genannt, eignet sich bestens als Bodendecker, da sie Sonne und auch Halbschatten verträgt, und ihre Laubtriebe auf dem Boden eine geschlossene Decke bilden. In den alten Heilpflanzenbüchern wird sein scharfer, bitterlicher Geschmack beschrieben und als Tee für diverse Leiden der Lunge, des Magens und der Blase empfohlen. Im Mittelalter spielte der Gundermann eine große Rolle gegen Behexung.

Sehr früh im Jahr wächst auch das Scharbockskraut, erkennbar an seinen goldgelben Blüten. Er zählt zu den Giftpflanzen, wie auch der Hahnenfuß, den wir besser als Butterblume

kennen. Mit seinen leuchtend gelben Blüten, die ein hervorragendes Bienenfutter sind, lockt er viele Insekten an. Von unserem Pflanzenlieferant, den „Hagsfelder Behindertenwerkstätten", wird der Hahnenfuß gerne in Balkonkästen gepflanzt, wo er prächtig gedeiht.

Überall erscheint jetzt das Gemeine Greiskraut, das unsere sandigen Böden liebt. Es ist giftig und wird in der Landwirtschaft nicht gern gesehen. Zur selben Familie gehört das Jacobs-Greiskraut, welches früher in der Frauenheilkunde verwendet wurde. Auffallend sind im zeitigen Frühjahr auch die rot, gelb oder weiß blühenden Kleesorten. Dabei handelt es sich um Rotklee, Kleinen Klee oder den seltenen Inkarnatklee. Zu einer ganz anderen Familie gehört der Wald-Sauerklee. Er hat herzförmige, zarte Blätter und blasslila Blüten. Die Blätter schmecken angenehm sauer, können aber wegen der reichlich vorhandenen Oxalsäure gesundheitsschädlich sein. Zu den sehr früh blühenden Pflanzen gehört die Rote Taubnessel, die mit ihrem purpurfarbenen Blütenstand sofort auffällt und sich überall ausbreitet.

Im Mai und Juni findet man dann nicht mehr so viele kleinblühtige Winzlinge in unserem Park. Sie verschwinden allmählich oder fallen dem Rasenmäher zum Opfer.

So freuen wir uns auf das bevorstehende
Frühjahr und stimmen beim nächsten
Montagssingen in das Lied eines unbekannten
Dichters ein:
Jetzt fängt das schöne Frühjahr an
Und alles fängt zu blühen an
auf grüner Heid und überall.
Es blühen Blumen auf dem Feld
Sie blühen weiß, rot und gelb,
es gibt nichts Schöneres auf der Welt.

Ingeborg Niekrawietz, FR und Helga Biller, FR

Mit Johann Peter Hebel durch Karlsruhe

Erster Teil

In der Grundschule begegnete ich im Lesebuch lustigen Spitzbubengeschichten. Sie erzählten vom Zundelheiner, dem Zundelfrieder und dem Roten Dieter. Geschrieben hat sie Johann Peter Hebel vor mehr als zweihundert Jahren. Und nun lebe ich schon über sechzig Jahre in der Stadt, in der er sie schrieb.

Hebel als Karlsruher Gymnasiast, 1774-1778. Zeitgenössischer Scherenschnitt

Vor Jahren begann ich, seine Gedichte und Geschichten wieder zu lesen. Und ich versuche mir vorzustellen, wie die Stadt zu seiner Zeit ausgesehen haben könnte.
Vor genau 250 Jahren, 1774, kam Johann Peter mit 14 Jahren aus seiner südbadischen Heimat im Wiesental als Schüler des *Gymnasium illustre* nach Karlsruhe. Er fand Unterkunft im einstöckigen Mansardenhaus Herrenstraße 5 beim Hofdiakon Preuschen. Das alte Mansardenhaus ist längst verschwunden. Wie ein Mansardenhaus aussah, zeigt heute noch in etwa das Seilerhäuschen in der östlichen Kaiserstraße. Mehr als ein Dachkämmerchen kann Johann Peter nicht gehabt haben. So ganz in die Fremde scheint er nicht gekommen zu sein. Preuschen war in Schopfheim sein Lateinlehrer gewesen.

Das Gymnasium, ein langer Holzbau mit undichtem Dach, stand zwischen der Kleinen Kirche und der heutigen Pyramide. Hebel war bald einer der besten Schüler. Er konnte so gut Latein, dass er mit 16 Jahren Mitglied der Markgräflichen Lateinischen Sprachgesellschaft wurde und seine erste Rede in Lateinisch hielt. Er kam sicher viel in der kleinen Stadt herum, hatte er doch jeden Tag in einem anderen Hause seinen Mittagstisch.

Karlsruhe hatte damals etwa 4000 Einwohner. Die Stadt reichte vom Mühlburger Tor bis zum Durlacher Tor. Beide verband die Lange Straße, die heutige Kaiserstraße. Zu Hebels Gymnasialzeit war in Karlsruhe nicht viel los. Es gab einige öffentliche Ereignisse, die er vielleicht bewusst erlebte. 1775 war Goethe zu einem kurzen Besuch am Karlsruher Hof. 1777 besuchte Kaiser Joseph II. Karlsruhe und fand, die Stadt sei eine „superbe Anlage", als er sie vom Schlossturm aus besah.

1778 bestand Johann Peter das Abschlussexamen mit dem Urteil, er habe „besonders gute Naturgaben". Danach studierte er zwei Jahre Theologie in Erlangen. Dann aber begann eine Wartezeit von elf Jahren, die er als Hauslehrer in Hertingen und als Hilfslehrer am Pädagogium in Lörrach verbrachte, bis endlich die Berufung zum Subdiakon an seine frühere Schule, das Karlsruher Gymnasium illustre, eintraf. Mit 31 Jahren zog er 1791 zum zweiten Mal in die Residenzstadt ein.

Unterdessen war an der Kapellenstraße ein neuer Friedhof angelegt, in der verlängerten Adlerstraße waren Häuser gebaut worden, die Markgräfin Caroline Luise war gestorben, Markgraf Karl Friedrich hatte die Leibeigenschaft aufgehoben, eine höhere Mädchenschule war eingerichtet, der Park hinter dem Schloss war für die Karlsruher geöffnet und das erste Hoftheater gegründet. Der Markgraf hatte sich wieder verheiratet, in Frankreich war die Revolution ausgebrochen, Karlsruhe war voll von französischen Emigranten oder Asylanten, die aus Paris geflüchtet waren und die Gastfreundschaft der Badener dankbar annahmen. Der Landgraben war teilweise überwölbt worden, und der Marktplatz wurde von einem Architekten abgesteckt. Die Stadt hatte jetzt fast doppelt so viele Einwohner wie vor 13 Jahren. Was man später das „Dörfle" nannte, war dazu gekommen, eine planlos gewachsene Siedlung zwischen Durlacher und Rüppurrer Tor, zu werden wo Handwerker, Tagelöhner, Waldarbeiter in einfachen Hütten wohnten. Die Konkordienkirche stand da, wo heute die Pyramide ist, und das Gymnasium illustre

war immer noch so baufällig wie zu Hebels Schülerzeit.

Hebel fand jetzt eine Wohnung im Obergeschoss des „Gasthofs zum Bären", dort, wo man heute im Café am Markt sitzen konnte
Hebel unterrichtete die Fächer Hebräisch, Griechisch, Latein, Geographie, Mathematik, Naturkunde. Seine Besoldung verbesserte sich nach und nach von 250 auf 350 Gulden im Jahr, dazu kamen Naturalien. Jetzt hätte er seine verehrte Freundin Gustave Fecht heiraten können, aber es blieb bei der Brieffreundschaft bis an sein Lebensende, und auch sie hat nie geheiratet. Im „Bären" saßen abends die Honoratioren der Stadt, die Hebel bald in ihren Kreis aufnahmen, zu dem auch der damals 25jährige Architekt Friedrich Weinbrenner gehörte.

Anfangs gefiel es Hebel gar nicht hier. Er fühlte sich „... allenthalben umgeben von Häusern und Mauern, die doch noch den Vorteil haben, dass sie meinem Auge die unfreundliche, langweilige Sandfläche, das leere, tote Wesen der ganzen Gegend verbergen." Später jedoch fand er, „dass Karlsruhe nicht so schlimm ist als man's verschreit", und nach der Rückkehr von einer Reise ins Oberland schrieb er: „Von Weil weg zog es mich wie Heimweh nach Karlsruhe zurück."

In den 35 Jahren, die er in Karlsruhe lebte, soll er etwa 12mal umgezogen sein: Kronengasse, Großer Zirkel, Kreuzstraße zum Beispiel. In seinen Briefen an Gustave Fecht in Lörrach berichtet er von den verschiedenen Wohnungen: „Ich habe ein einziges, doch geräumiges Zimmer, und darin haben Platz ein Pult, zwei Bücherschäfte, eine Commode, ein Bett, drei Tische, 1 Coffer, 1 Stiefelzieher, 6 Sessel und ich ... Wenn man nur guten Appetit und Schlaf, keine lange Weile hat und leichtsinnig ist, so kann man überall gut sein."

1807 war endlich das alte Gymnasium von Weinbrenner durch einen Neubau rechts neben der heutigen Stadtkirche ersetzt worden. 1808 wurde Hebel zum Rektor des Gymnasiums ernannt und bezog eine Dienstwohnung mit einem großen und fünf kleineren Zimmern im südlichen Seitenbau der Stadtkirche, heute ist dort das Sozialgericht.

Eine Gedenktafel erinnert: „In diesem Hause wohnte J.P. Hebel 1808-1812". Er schrieb an Gustave: „Jenseits der Straßen stehen Häuser, und die Leute sehen zum Fenster hinaus ... Bisweilen schnauft eine Luft zu mir herüber, wenn Caffe geröstet worden ist ..." Er wundert sich, „dass Karlsruhe so wenig Botaniker hat, da doch ... mehr als 50erley Pflanzen des Feldes auf dem Marktplatz und in allen Gassen wild wachsen."

Ist hier, in der Wohnung mit dem Blick über den Karlsruher Marktplatz, die Geschichte „Seltsamer Spazierritt" entstanden, in der am Ende der Vater und der Sohn den Esel heimtragen – „soweit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen"? Sicher hat Hebel hier die unsterbliche Geschichte vom „Kannitverstaan" geschrieben, in der der Handwerksbursche aus dem schwäbischen Tuttlingen in der großen und reichen Handelsstadt Amsterdam durch Nichtverstehen „zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis" kommt. Auf das Jahr 1811 ist die Geschichte „Unverhofftes Wiedersehen" datiert, die Ernst Bloch „die schönste Geschichte der Welt" nannte.

1799 hatte Hebel eine Reise in die südbadische Heimat gemacht und das Wiesental wiedergesehen. Vielleicht ist dadurch sein Heimweh wieder aufgeflammt, denn 1800 und 1801 entstanden schnell hintereinander die „Alemannischen Gedichte", beginnend mit dem Gesang auf den Lebenslauf des Flüsschens „Die Wiese", das Hebels geliebtes Heimattal durchströmt. Ob das gewaltige Gedicht „Vergänglichkeit" mit dem apokalyptischen Ausblick in den Kosmos aus Hebels unstillbarem Heimweh entstanden ist, oder ob er darin seiner Mutter ein Denkmal setzen wollte, deren Tod er als Bub erlebte – wer weiß es? Der Tod war ihm kein Fremder. Er ist angesichts des Basler Toten-

tanzes an der Friedhofsmauer der Predigerkirche aufgewachsen.
Mit diesen 32 Gedichten ging er das Wagnis ein, in Mundart zu schreiben. Mundart galt als die rohe Sprache des ungebildeten Volkes. Er war nicht leicht, einen Verlag zu finden. Er hat die Gedichte dann auf eigene Kosten in 1200 Exemplaren bei Macklot in Karlsruhe drucken lassen.
Es gab begeisterte Rezensionen. Goethe bekam die Alemannischen Gedichte in die Hand und schrieb 1805: „Der Verfasser dieser Gedichte… ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben … Einen solchen Dichter muss man im Original lesen. Dann muss man halt diese Sprache lernen." Als Goethe 1825 wieder in Karlsruhe weilte, ließ er sich von Hebel aus den alemannischen Gedichten vorlesen.

Der von der Obrigkeit herausgegebene „Landkalender für die Badische Markgrafschaft lutherischen Anteils" florierte nicht mehr. Hebel übernahm die völlige Neugestaltung. Er gab dem Kalender den Titel „Der Rheinländische Hausfreund", eine vielleicht politisch gemeinte Anspielung an den Rheinbund, der weit über das badische Territorium hinausreichte und in dem reformierte Pfälzer, lutherische Badener, katholische Breisgauer friedlich zusammen-

lebten. Er schrieb dafür jedes Jahr die Kalendergeschichten und die vielen anderen Beiträge. Der Verkauf nahm sprunghaft zu, der Jahrgang 1808 war bald vergriffen. 1811 bat Goethe um Zusendung aller alten Jahrgänge. 1822 überredete der Tübinger Verleger Cotta Hebel, die besten Kalendergeschichten zusammenzufassen und gab sie unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds" heraus. Das Buch wurde ein Bestseller, in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Hebel wurde eine literarische Berühmtheit.

(Ein zweiter Teil folgt in der nächsten Ausgabe)

Franziska Joachim, RR

* * *

Ein unvergesslicher Loriotabend

Ein Abend voller Lachen, Humor und zeitloser Komik erwartete die Besucher eines Theaterabends mit Sketchen von Loriot, der anlässlich seines 100. Geburtstages in der FächerResidenz stattfand. Mit großer Hingabe und Leidenschaft wurden einige bekannte Sketsche des deutschen Humoristen Loriot von einer kleinen Gruppe engagierter Laienschauspieler aus der Pfalz aufgeführt.

Schon beim Betreten des Theaterraumes, den Frau Hoffmann ideenreich aus dem nüchternen Vortragsraum gezaubert hatte, spürte man die Vorfreude im Publikum. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt und die Erwartungen waren hoch. Loriot, bürgerlich Vicco von Bülow, war schließlich bei allen bekannt für seinen einzigartigen und zeitlosen Humor, der Generationen von Menschen zum Lachen gebracht hat.

Der Abend begann mit dem Sketch „Kosakenzipfel", in dem Loriot auf unnachahmliche Weise die Herausforderungen eines Restaurantbesuches mit unerwartetem Verlauf präsentiert. Die Darsteller verstanden es meisterhaft, die komischen Momente und die feinen Nuancen Loriot'scher Komik einzufangen. Das Publikum brach in schallendes Gelächter aus.

Als nächstes folgte der Sketch „Frühstücksei", in dem Loriot mit seiner Fähigkeit glänzte, die

Alltäglichkeit in Komik zu verwandeln. Die Schauspieler vermittelten die Charaktere mit viel Witz und Charme und sorgten für eine mitreißende Atmosphäre im Theaterraum. Erste Lachtränen kullerten. Die Bühnenbilder und Kostüme mit originellen Requisiten waren liebevoll gestaltet und fügten sich nahtlos in das Fluidum der 1970er Jahre ein, in denen Loriots Sketche oft angesiedelt sind.

Der Sketch „Feierabend" führte den Zuschauer in die Welt des häuslichen Alltags und zeigte auf humorvolle Weise die absurden Situationen, die sich dort abspielen können. Die Schauspieler überzeugten mit ihrer authentischen Darstellung und brachten das Publikum zum Schmunzeln.
Anschließend wurde der Sketch „Eheberatung" aufgeführt, der die komischen Missverständnisse und Kommunikationsprobleme in einer Ehe thematisiert. Die Protagonisten verstanden es, die feinen Zwischentöne und die Ironie von Loriot gekonnt umzusetzen.

Zum Abschluss des Abends wurde der Sketch „Krawehl" präsentiert, der die absurden Situationen einer Dichterlesung auf humorvolle Weise darstellt. Die komödiantische Darbietung sorgte für einen weiteren Höhepunkt. Großes Gelächter!

Abgerundet wurde die Aufführung durch perfekt passende musikalische Einlagen zwischen den Sketchen, gekonnt ausgewählt und flott dargeboten von Herrn Hoffmann am Klavier.

Die Vorstellung war ein voller Erfolg und endete mit langanhaltendem Applaus. Sie bot den Zuschauern eine unvergessliche Reise in die Welt des deutschen Humors. Vor allem aber war sie ein Abend, an dem man nicht nur herzhaft lachen konnte, sondern auch darüber nachdenken, wie humorvoll das Leben sein kann, wenn man es mit einem Augenzwinkern betrachtet. Das Publikum verließ das Theater mit einem Lächeln im Gesicht und konnte für einen Abend den Alltag hinter sich lassen. Es wünschte sich, dass solche Veranstaltungen in Zukunft weiterhin stattfinden.

Christine Beutel, FR

* * *

Gartenstadt Rüppurr und Dammerstocksiedlung - zwei Stadtteile - eine Idee

Als ehemaligem "Bergdörfler"war mir die Gartenstadtsiedlung in Rüppurr schon bekannt, aber auf die Dammerstocksiedlung bin ich erst im Bauhausmuseum Weimar gestoßen.
Und nun als Wohnstift-Rüppurr-Bewohner habe ich diese Gropius-Siedlung direkt vor Augen. Doch die architektonische Bedeutung dieser Siedlung wurde mir erst erschlossen bei einer Führung durch diesen Komplex.
Der Beginn der neuen Architektur des 20. Jahrhunderts liegt wohl in der Gründung des Deutschen Werkbundes 1907. Ein zentrales Anliegen war "die Suche nach einer neuen, durch Zweck, Material und Konstruktion bedingte Formgebung," die man nach 1920 als "Neue Sachlichkeit" bezeichnete.

Walter Gropius initiierte 1919 in Weimar das Bauhaus, welches er 1929 verließ und freier Architekt in Berlin wurde. Bereits 1913 prägte Gropius den Satz: "Die neue Zeit fordert den eigenen Sinn. Exakt geprägte Formen, jeder Zufälligkeit bar, klare Kontraste, ordnende Glieder, Reihung gleicher Teile und Einheiten von Form und Farbe werden entsprechend der Energie und Ökonomie unseres öffentlichen Lebens das ästhetische Rüstzeug des modernen Baukünstlers werden."
Nach dem Ersten Weltkrieg herrschte vor allem in den Städten eine immense Wohnungsnot. Und schon damals musste in Karlsruhe eine große Zahl an Flüchtlingen zusätzlich aufgenommen werden, die aus dem nun wieder zu Frankreich gehörenden Elsass-Lothringen nach

Deutschland strebten. Aus dieser Zeit stammt der so genannte Elsässer Block in Weiherfeld in der Neckarstrasse.

Pavillon zur Bauaustellung
Die Gebrauchswohnung

Direkt kurios wirkt heute der Aufruf des Wohnungsamtes Karlsruhe aus dem Jahr 1922 an junge Verlobte: "Keine Frühheirat mehr! Zuwarten der Verlobten mit der Eheschließung! Dann kein Wohnungselend mehr bei jungen Ehepaaren!"

Obwohl Karlsruhe in der Weimarer Zeit einen überdurchschnittlichen Anteil an Neuwohnungen hatte, war gerade der Bedarf an Kleinwohnungen mit weniger als 3 Zimmern für die Arbeiterbevölkerung, die zu der Zeit 36% der Gesamtbevölkerung ausmachte, sehr hoch.

Zudem stürzte der New Yorker Börsenkrach vom 25. Oktober 1929, der "Schwarze Freitag", die Weltwirtschaft in eine Wirtschaftsdepression ungeahnten Ausmaßes.

Und genau hier liegt die Geburtsstunde der Dammerstocksiedlung.

Das Baugelände erschien ideal, nicht weit vom wachsenden Industriegebiet Beiertheimer Feld entfernt und dicht am Hauptbahnhof gelegen, der 1913 an seinen jetzigen Standort kam, und an die damals noch als Kleinbahn konzipierte Bahnlinie, die bis nach Herrenalb gebaut war.

So erfolgte im Juni 1928 die Wettbewerbsausschreibung für die Dammerstocksiedlung. Im Preisgericht saßen auf das "Neue Bauen" ausgerichtete Leute, wie Mies van der Rohe und vor allem der sehr fortschrittlich eingestellte Baubürgermeister Herrmann Schneider. Als Maßgabe für die einzureichenden Pläne war vorgegeben: "dass sowohl die Mehrfamilienhäuser als auch die zeilenartig anzuordnenden Einfamilienhäuser in ihrer Längsausrichtung tunlichst Nord-Südrichtung erhalten, so dass sie Ost-Westbesonnung erhalten können."

Unter den insgesamt 43 eingereichten Arbeiten wurde der Vorschlag von Gropius mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Alle Arbeiten, die einen Preis oder Ankauf erhalten hatten, verarbeitet Gropius mit dem zweiten Preisträger, Otto Haesler, zu einem endgültigen Bebauungsplan, da Gropius die künstlerische Oberleitung oblag. Hierzu erstellte er einen verbindlichen Richtlinienkatalog. Dieser schrieb vor: „flaches Dach, gleiche Stockwerkshöhen, gleiche Gesimse, weißer putz mit grauen Sockeln, gleich große Fensterelemente (Schiebeeinheit), massivdecke mit Linoleum, genormte glatte Türen in eisenzargen, Einbauwannen, einheitliche gärten und planmäßige Begrünung der Balkone und Dachgärten".

Gropius-Laubengang-Haus

Es folgte der sofortige Baubeginn. Nach sehr arbeitsreichen Wochen und Monaten wurde im September 1929 die Ausstellung "Gebrauchswohnung" eröffnet. In der unglaublich kurzen Zeit von 7 Monaten waren 228 Wohnungen entstanden als 22 verschiedene Wohnungstypen.

Das Interesse an dem neuen Baustil war gewaltig, innerhalb kürzester Zeit hatten 50.000 Besucher die Ausstellung gesehen. Die Gebäude von Otto Haesler mit dem Restaurant und dem Waschhaus bildete das weithin erkennbare "Signet" der Siedlung im Norden, im Süden stand das bekannte Laubenganghaus von Walter Gropius.

Die Vorgabe für die Größe der Wohnungen war klar: Minimum 47qm, dann 57qm und die größte 77qm. Ein Leitsatz zur Möblierung der Wohnungen lautete: "Die neue Wohnung soll leer sein, wird es sein aus inneren Gründen des neuen Lebens und Wohnens; aber es muss doch "alles" da sein." Folglich kann man die Einrichtung als ausgesprochen spartanisch bezeichnen. Die Möbel waren als Einbauschränke konzipiert, als bewegliche Möbel waren nur die Sitzmöbel und Tische vorgesehen. Auch hier herrschte die einfachste und zweckmäßigste Formgebung vor, Tisch mit Sperrholzplatte und lackiertem Stahlrohr, bei gleichgeschlechtlichen Kindern waren Etagenbetten vorgesehen, während im Elternschlafzimmer Klappbetten, die in Wandschränken verschwanden, geplant waren. Der Clou aber war die so genannte Frankfurter Küche mit einer Grundfläche von 7 qm. Es war eine von Männern (!) entwickelte Einbauküche, wie sie noch im Stadtmuseum besichtigt werden kann. Für die Loggia waren Klappstühle und -tische vorgesehen.

Dammerstocksiedlung - Gaststätte und Waschhaus

Trotzdem war auch darauf geachtet worden, dass die Wohnungen einen gehobenen Wohnwert hatten. Ungewöhnlich war der Einbau einer Badewanne. Zudem hatten die meisten Wohnungen Zentralheizung und waren an eine Fernheizung, die sich in der Gemeinschaftsanlage an der Nürnberger Straße befand, angeschlossen. Dort befand sich auch eine Zentralwaschküche mit Trockenraum und Mangel.

Die Bewohner der Siedlung loben das gute Nachbarschaftsklima, die ideale und helle Wohnlage und den günstigen Mietpreis. (Der liegt im Augenblick bei den Reihenhäusern bei 8€/qm) "Diese Häuser muss man von innen erleben, um ihre Qualität in vielen durchdachten Lösungen zu erkennen." sagte eine Bewohnerin.

Dass zwei so unterschiedliche Siedlungsmodelle, links der Herrenalber Straße die Gartenstadt, rechts der Ettlinger Allee die Dammerstocksiedlung, zu einem spannenden Vergleich nötigen, ist verständlich. Zunächst sind beide Objekte dem freien Wohnungsmarkt entzogen und liegen wohlbehütet in den Händen von Genossenschaften. Dann gehört in beiden Siedlungen zu jedem Reihenhaus ein eigener Garten.

Falkenweg

Obwohl auf der einen Seite der Versuch vorherrscht, einen sehr konkreten, unverwechselbaren Ort zu definieren, mit einer einprägsamen Gestalt, einen auch sinnlichen Ort, der Lebensraum ist, und auf der anderen Seite, dem das Bestreben nach funktional-struktureller und damit abstrakter "Richtigkeit" gegenüber steht, haben beide Siedlungstypen eines gemeinsam: Nach dem ersten Weltkrieg möglichst schnell vor allem der unterbemittelten Schicht Wohnraum zu schaffen, wo der Mensch sich wohl fühlt, wo er in gesunder Atmosphäre leben kann, wo er mit der jeweiligen Bau- und Raumstruktur sich ein Stück Heimat gestalten kann. Oder, wie eine Bewohnerin sagte:" Wer einmal im Dammerstock gewohnt hat und in Karlsruhe bleiben will, setzt alles dran, im Dammerstock zu bleiben".

Hans-Joachim Richter, RR

Lit: Brigitte Franzen, Neues Bauen der 20er Jahre, Karlsruhe 1997

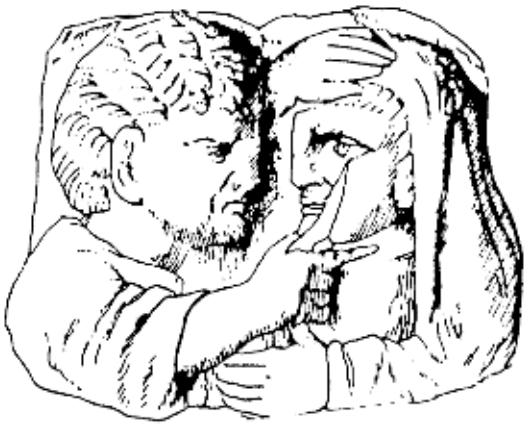
Star

Viele ältere Menschen haben schon eine Staroperation hinter sich.

Star – diese Bezeichnung für eine Augenkrankheit hängt weder mit dem Vogel zusammen noch mit Stars und Sternchen, sondern mit *starren, stieren, stur.*

Wenn ich das jetzt nicht medizinisch, sondern sinnbildlich sehe: Starr sehen – wenn ich starr immer nur auf dasselbe fixiert bin, zum Beispiel auf meine Lieblingsgedanken oder Lieblingsfeinde; wenn ich auf dieselben Fehler, dieselbe Wunde starre; wenn ich immer nur mich selbst im Recht sehe: Welch ein Segen, wenn mir *dieser* Star gestochen wird und die Augen gelöst werden vom starren, verbissenen Blick, wenn sie erkennen, was starr macht und was weit macht. *Ein starrköpfiger Mensch macht es sich selber schwer*, heißt es im Buch Jesus Sirach.

Die Augenkrankheit grauer Star war schon in der Antike bekannt. Eingriffe wurden schon lange vorgenommen, erste Hinweise finden sich ab etwa 500 vor Christus.



Römisches Relief aus dem zweiten bis dritten Jahrhundert nach Christus

Von der Antike bis zum 17. Jahrhundert glaubte man, der graue Star komme daher, dass sich der Raum zwischen Hornhaut und Pupille durch den schädlichen Zustrom von Körperflüssigkeiten wie ein Wasserfall, wie ein Katarakt trübe. Erst ab Anfang des 17. Jahrhunderts entdeckte man, dass es an der Linse liege und entwickelte entsprechende Eingriffe.

Starblinde waren bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf Starstecher, sogenannte Oculisten, angewiesen, die ihre Tätigkeit oft auf öffentlichen Plätzen ausübten. John Tylor, 1701-1767, reiste zum Beispiel in einer bunt bemalten Kutsche mit der Aufschrift *Qui visum dat, dat vitam* durch ganz Europa. Eines seiner unglücklichen Opfer war Johann Sebastian Bach. Bei ihm gelang die Staroperation nicht.

* *

Ein berühmter Starstecher war Johann Heinrich Jung-Stilling, 1740-1817, der eine Weile in Karlsruhe lebte und hier begraben ist.

In armen Verhältnissen im Siegerland geboren, hatte Jung-Stilling viele Berufe und Tätigkeiten: Schneider, Schulmeister, Vermessungsgehilfe, Hauslehrer, Kaufmannsgehilfe, Arzt, Professor für Kameralwissenschaft, Professor für Staatswissenschaften, religiöser Schriftsteller, Fürstenberater, Seelsorger – ein frommer Aufklärer zuerst, dann ein „Patriarch der Erweckung".
Kurfürst Karl Friedrich von Baden holte ihn 1803 „zur Förderung des praktischen Christentums" als Berater nach Baden. Zum Ende seines Lebens wollte der Kurfürst Jung-Stilling täglich um sich haben; so zog dieser 1806 zur persönlichen Betreuung des greisen Fürsten ins Schloss.
Mit dreißig Jahren hatte Jung-Stilling ein Medizinstudium in Straßburg begonnen. Von Professor J.F. Lobstein, 1736-1784, wurde er in die Methoden der Staroperation eingeführt. 1773 wurde er um eine erste Staroperation gebeten; er zögerte, führte sie dann aber schließlich durch, zuerst an einem Auge, vier Wochen später erfolgreich am anderen. „Er beschloss, die StarCure auf immer beizubehalten, bloß darum, weil er darinnen so glücklich und die Cur selbst so wohltätig war; dann aber machte er es sich zum Gesetz, sich dafür in Zukunft nicht mehr bezahlen zu lassen, sondern sich dadurch ein Capital für jene Welt zu sammeln."

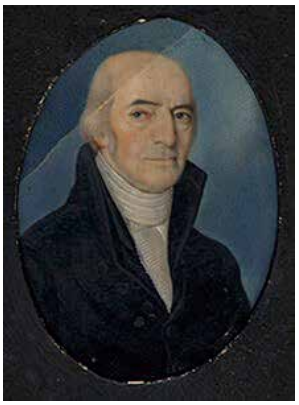
1791 veröffentlichte Jung-Stilling sein medizinisches Hauptwerk: *Methode, den grauen Star auszuziehen und zu heilen, nebst einem Anhang*

von verschiedenen anderen Augenkrankheiten und der Cur-Art derselben. Das Lehrbuch beschreibt den grauen Star, seine Operationsmethoden, die Instrumente dafür, dann die Nachbehandlung.

Zeitgenössischer Stich aus dem 18. Jahrhundert - Staroperation

Jung forderte darin die Assistenz eines Wundarztes bei einer Staroperation. Er kümmerte sich um die korrekte Nachbehandlung des Patienten. Besonders bei unbemittelten Patienten sorgte er dafür, dass diesen nach der Operation Unterkunft und Verpflegung gewährt wurden. Hierin unterschied er sich sehr von den fahrenden Oculisten, die oft nach erfolgter Operation verschwanden.

Jung-Stilling war sehr gewissenhaft. Er beschrieb die Erfolge und die Misserfolge seiner Operationen; nur jede siebente sei misslungen. Er habe bis 1806 über 2000 Staroperationen vorgenommen.



Er sah sein augenärztliches Wirken als von Gott gegebene Aufgabe. Er nahm dafür kein Geld. Die enge Verknüpfung zwischen Leib- und Seelsorge war für ihn charakteristisch.

Durch sein ärztliches und durch sein geistliches Wirken wollte Jung-Stilling zur *Erhellung* und *Erleuchtung* vieler Menschen beitragen. Er hat vielen den *Star gestochen* in mehrfacher Hinsicht.

Jung Stilling starb im April 1817 und wurde in Karlsruhe auf dem Alten Friedhof begraben; seit 1968 befindet sich das Grab auf dem Hauptfriedhof. 1964 wurde nach ihm die Jung-Stilling-Straße benannt.

*

Auf dem Evangelischen Friedhof der Jerusalems- und Neuen Kirchgemeinde II in Berlin-Kreuzberg liegt ein Freund von mir begraben – in einem Familiengrab für mehrere, das er gekauft hat, damit dort Obdachlose, um die er sich gekümmert hat, anständig begraben werden können.

Als ich vor diesem Grab stand, sah ich direkt daneben ein Grabmal mit der Botschaft: *Es ist das Licht süße und den Augen lieblich die Sonne zu sehen.*

Es ist das Ehrengrabmal für einen berühmten Professor der Augenheilkunde: für Friedrich Wilhelm Ernst Albrecht von Graefe, 1828-1870, Professor für Augenheilkunde an der Universität Berlin. Er begründete in Deutschland das Fach der Augenheilkunde oder Ophthalmologie.

Graefe eröffnete 1852 in Berlin eine private Augenklinik, die bald Weltruhm erlangte. Graefe war außerordentlich sozial eingestellt; bei der Behandlung machte er keinen Unterschied im Blick auf soziale Schichten – nicht zuletzt deshalb nannte ihn einer seiner Schüler in einem Nachruf einen „Apostel der leidenden Menschheit". Auch darin war er Jung-Stilling ähnlich.

Mehr als 10.000 Augenoperationen soll er durchgeführt haben. Graefe starb mit 42 Jahren an Lungentuberkulose. In Berlin-Mitte befindet sich ein Denkmal für den Arzt.

*

Seit Herbst letzten Jahres haben wir in Rüppurr auf dem Gelände des Diakonissenkrankenhauses eine neuerbaute hochmoderne Augenklinik, sozusagen ein Star unter den Augenkliniken in unserer Region.

Martin Achtnich, RR

„Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen …“

Ende der Achtzigerjahre des letzten Jahrhunderts habe ich mit einer guten Freundin – nennen wir sie einfachheitshalber Claudia – eine Erlebnisreise nach Südostasien unternommen. Wir wollten die Reste sowohl des Cham-Reiches in Vietnam als auch des Khmer-Reiches in Kambodscha besichtigen. Wir waren eine kleine Reisegruppe: Zwölf Teilnehmer und eine Reiseleiterin.

Die äußerst erlebnisreiche und hervorragend geleitete Besichtigungstour in Vietnam war mit einem gemeinsamen Abendessen in Saigon zu Ende gegangen. Danach teilte uns die Reiseleiterin erfreut mit, dass unsere Gruppe den ersten Direktflug Saigon – Siem Reap erleben werden; ein bisher notwendiger Zwischenstopp in der Hauptstadt Phnom Penh zur Abwicklung der Einreisebestimmungen sei nicht mehr erforderlich: eine enorme Zeitersparnis!

Also gut – wir flogen am nächsten Morgen pünktlich ab und landeten nach kurzer Flugzeit sicher – in Phnom Penh! Alle ausländischen Fluggäste mussten das Flugzeug verlassen, um die Einreiseformalitäten zu erledigen; die Koffer wurden uns ausgehändigt, von wegen Direktflug!

Wir wurden in den Rohbau des neuen, im Bau befindlichen internationalen Flughafens geführt. Der gesamte Ankunftsbereich war eine einzige Baustelle – überall nur rohe Betonwände. An einem einsam stehenden klapprigen Holztisch saß ein einheimischer Beamter, der uns recht zügig abfertigte.

Jetzt standen wir herum – im Ankunftsbereich „International“. Unsere Reiseleiterin erkundigte sich, wie es weitergehe. Sie hatte Erfolg. Wir mussten zum Abflugbereich „Domestic“, zur Inlandsabfertigung. Nach Nachfragen, wo dieser sei, wurde uns mitgeteilt, dass dieser sich im alten Flughafengebäude befinde.

„Touristm Pedicab Team“
Rikschaparkplatz Đà Nẵng/Vietnam 2004

Also 800 Meter Fußmarsch mit unseren Koffern bei ca. 35 Grad (gefühlt 45 Grad) Lufttemperatur und 100% Luftfeuchtigkeit. Nach der Ankunft wieder komplettes Einchecken. Anschließend Fahrt in einem Kleinbus zum Flugzeug; die Koffer durften wir selbst mitnehmen und während der Busfahrt auf unseren Knien tragen; sie wurden uns dann am Flugzeug abgenommen und verladen.

Welche Überraschung wartete auf uns! Es war dasselbe Flugzeug, mit dem wir angekommen waren. Die einheimischen Mitreisenden durften solange an Bord auf uns warten – natürlich ohne laufende Klimaanlage. Von der Landung bis zum Weiterflug waren 3½ Stunden vergangen.

Aber es ging endlich weiter. Der Flug dauerte wieder nur etwa 25 Minuten. Es folgte eine wunderschöne und sehr informative, sechs Tage dauernde Besichtigungstour von und um Angkor Wat. Wieder hatte unsere Reisegruppe

ein schönes Abschiedsessen. Auch dieses Mal beglückte uns die Reiseleiterin mit einer überraschenden Information: Wir konnten nicht gemeinsam in einem Flugzeug zurück nach Saigon fliegen; es waren zwei unterschiedliche Fluglinien zu unterschiedlichen Flugzeiten.

Eine Aufteilung unserer Reisegruppe war notwendig: Sieben Reisende und die Reiseleiterin mit Cambodian Airlines; fünf Reisende mit Royal Cambodian Airlines. Claudia und ich sollten in der zweiten Maschine fliegen. Die Reiseleiterin gab mir alle Unterlagen (Anschrift des Hotels usw.) zur Fahrt nach Phnom Penh, falls wir uns am Flughafen nicht mehr treffen würden.

So weit, so gut. – Am nächsten Morgen wurde uns am Flughafen mitgeteilt, dass wir für den Flug mit Royal Cambodian Airlines bezahlen müssten. Langwierige Verhandlungen unserer Reiseleiterin mit den örtlichen Vertretern der Fluglinien folgten; irgendwann kam es zu einer Einigung. Die ersten sieben Reisenden mit unserer Reiseleiterin konnten die Abflugformalitäten erfolgreich hinter sich bringen und flogen ab. Wir übrigen Fünf winkten zum Abschied.

Soweit, nicht gut. – Unsere zweite Maschine (Royal Cambodian Airlines) war in der Economy-Class ausgebucht – nur noch drei Plätze in der ersten Klasse waren frei. Eine junge Angestellte der Airline bemühte sich aber sehr um uns, sie war ständig per „Funktelefon" mit irgendjemand Verantwortlichem verbunden und erreichte, dass die drei freien Plätze von uns benutzt werden durften. Zu erwähnen ist, dass es sich bei uns fünf Reisenden außer Claudia und mir um drei sehr aufgeregte Damen handelte, die bereits einem Nervenzusammenbruch nahe waren und ständig beruhigt werden mussten. Ich habe dann bei der jungen Angestellten der Airline nachgefragt, ob Claudia und ich eventuell auf den vorhandenen Jumpseats der Maschine Platz nehmen dürften. Dies wurde entschieden abgelehnt. Die drei Damen betraten die Maschine und flogen ab. Claudia und ich winkten zum Abschied.

Nun saßen wir beide vor dem Check-in-Schalter auf unseren Koffern. Wir bemerkten, dass ein Bediensteter des Flughafens die Abflugangaben auf der Tafel mit einem Schwamm abwischte und mit Kreide einen neuen Abflugtermin auftrug – Ziel Singapur.

Was nun? – Wir saßen herum und wussten im Moment nicht weiter. Aber die junge Angestellte der Airline lief weiterhin aufgeregt telefonierend hin und her. Nach kurzer Zeit kam sie aufgeregt auf uns zu und rief mitzukommen. Wir folgten ihr, die Koffer hinterherziehend, auf das Flugfeld. Es landete gerade eine kleine Turboprop-Maschine (Antonov AN-26 chinesischer Bauart). Der Pilot, ein Engländer, winkte uns bereits aus einem Cockpitfenster zu. Das Flugzeug war kaum zum Stillstand gekommen, da ging die Tür auf – und wir mit unseren Koffern rein in die Maschine! Die Angestellte hatte erreicht, dass ein Inlandsflug umgeleitet wurde, um uns aufzunehmen. Sofort drehten wir und starteten, nur etwa 20 Minuten nach der Royal Cambodian Airline-Maschine. Ein herrlicher Flug über den Tonle-sap-See in 200 m Höhe folgte, und kurze Zeit später waren wir auch in Phnom Penh.
Wir nahmen unsere Koffer und suchten einen Taxistand. Auf dem Weg dahin mussten wir an einem kleinen, verfallen aussehenden Häuschen vorbei und hörten aufgeregte deutsche Laute. Wir gingen hinein und zu unserer großen Überraschung: Unsere gesamte übrige Reisegruppe stand da und diskutierte mit einem Angestellten des Flughafens, der für die Gepäckausgabe zuständig war. Alle Koffer standen in einer Ecke. Der Angestellte wollte von jedem den Gepäckabschnitt sehen, den jeder Flugreisende mit der Bordkarte erhält. Keiner unserer Reisenden hatte diesen Gepäckabschnitt – also bekamen sie auch keinen Koffer.

Ja, wenn ich nicht wäre! – Ich hatte während des kurzen Flugs festgestellt, dass alle 13 Gepäckabschnitte auf meiner Bordkarte angebracht waren. So konnte ich, als letzter angekommen, alle übrigen Reisenden erlösen.
Es dürfte wohl jedem klar sein, dass am Abend im Hotel in Phnom Penh dies entsprechend gefeiert wurde.

Max Keck, RR

Gedächtnistraining

Herzlich willkommen zu einigen Gedächtnisübungen im ResidenzJournal.

Erinnerungen sollten gepflegt werden, und das kann man ganz wunderbar beim Gedächtnistraining.
Nehmen Sie sich Zeit, immer mal wieder, und ich bin sicher, Sie finden vieles, was Ihr Gehirn sich für Sie gemerkt hat.

1. Herbstzeitlose
Finden Sie bitte 10 Worte, die man aus den Buchstaben dieses Wortes bilden kann.
z.B. seit, leise....

2. Unser Gedächtnis liebt es, wenn wir unsere Sinne einsetzen, also riechen, schmecken, sehen und fühlen.
Sammeln Sie auf Ihrem nächsten Spaziergang doch einmal Eindrücke, die Sie riechen können. Wie riecht der Winter, der Frühling? Wie verändert sich die Natur? Bleiben Sie einfach einmal stehen und finden Sie für jeden Sinn einige Beispiele.

3. Nikolaus, Aktivieren Sie Ihren Wortspeicher und freuen Sie sich, wie viele Worte Sie abrufen können. Ihr Gedächtnis ist ein Wunderwerk.
Füllen Sie die Lücken so, dass sinnvolle Worte entstehen.

Anfangs- und Endbuchstaben sind festgelegt.

N.....S z.B. **N**uss
I.....U
K.....A
O.....L
L.....O
A.....K
U.....I
S.....N

Zusammengesetzte Wörter- Anfangs- und Endbuchstaben beider Wortteile sind festgelegt:
N.....S..... z.B. **N**atur**s**chutzgebiet
I.....U.....
K.....A.....
O.....L.....
L.....O.....
A.....K.....
U.....I.....
S.....N.....

4. Kleine Rechenaufgabe, Kopfrechnen
Geben Sie Ihrem Gehirn die Möglichkeit, etwas „verstaubte" Fähigkeiten zu aktivieren.
Nur Mut, allein der Versuch zählt und wirkt!

53 + 26 = 38 + 15 = 66 + 27 = 75 + 49 = 26 + 17 =

Geht das auch als Subtraktion (-)? 53 – 26 =
usw.
Addieren Sie doch bitte jeweils alle Ergebnisse von beiden Aufgaben.

5. Reimwörter liebt unser Gehirn
Sie werden gleich merken, es kommen Ihnen gleich welche in den Sinn, wie wunderbar.
z.B. aus Maus Laus

1. laufen
2. schwer
3. Ball
4. Plage
5. Fest
6. bunt
7. Mut

6. Zahlenrätsel
Beispiel: Addieren Sie zur Differenz (-) von 12 und 8 das Doppelte von 3.
12-8+2x3=10

- Teilen Sie das Doppelte von 6 durch 4 und multiplizieren Sie dann mit 10.
-Wieviel ist ein Zehntel vom Vierfachen von 25?

Addieren Sie zur Hälfte von 36 das Doppelte von 11 und multiplizieren Sie das Ergebnis mit 3.

Ihre Gedächtnistrainerin
Birgit Großhans

Vorweihnachtliche Impressionen aus den Residenzen

Reflexionen: Die Demokratie ist anstrengend – bleiben wir gelassen

Ach, waren das noch Zeiten, als sich im Schweizer Kanton Appenzell nach dem Gottesdienst des Sonntags die Männer versammelten, um über die Probleme des Kantons zu beraten: eine neue Straße soll gebaut werden, wer muss seinen Acker dafür hergeben, die Bundesregierung in Bern verlangt neue Steuern, wie geht man damit um? – Da standen sie dann im großen Kreis beieinander unter dem wachsamen Blick der Frauen, die das Ganze von den Fenstern der umliegenden Häuser überwachten. Sie palaverten, bis eine Lösung gefunden war, dann wurde abgestimmt. Was beschlossen ist, gilt und wird ausgeführt. Manchmal war's sicher etwas komplizierter, aber im Prinzip lief das so oder ähnlich – „demokratisch" eben.

Ist es das, was heutige Redner meinen, wenn sie „die Demokratie zurückholen" wollen? Der Wunsch wäre sogar menschlich verständlich, nur haben sich halt leider die Zeiten sehr geändert, und die Entscheidungswege in der politischen Welt unserer Tage wirken oft wie ein undurchschaubares Chaos. Man könnte mit einer etwas abgeklärten Ironie formulieren: „Demokratie ist, wenn's ganz kompliziert wird".

Alle frühen Demokratien in Europa oder Nordamerika haben mal so oder ähnlich wie in Appenzell angefangen, ob auf dem Marktplatz von Athen, auf dem Thingplatz der Wikinger oder in den verschiedenen Hauptorten der nordamerikanischen Siedlerkolonien. Nur in Frankreich wurde es dann sehr turbulent und blutig, denn es ging um die Ablösung der absoluten Monarchie in einem Flächenstaat mit einem Millionenvolk; da war kein überschaubarer Marktplatz mehr, da waren die zornigen, hungernden und aufgehetzten Massen einer Großstadt, da waren die Heere der europäischen Monarchien, die das für sie tödliche Experiment beenden wollten. Die Demokratie kollabierte, eine Schreckensherrschaft entstand. Dann kam Napoleon. Und aus war's mit der schönen „Demokratie". Oder war sie doch noch zu retten?

Die demokratische Idee ging nicht verloren, und das kommt einem Wunder gleich. Durch das ganze 19. Jahrhundert ziehen sich die Versuche, die immer wieder neuen Anläufe mutiger Männer und Frauen, gegen alle Widerstände und Niederlagen, der Idee zum Durchbruch zu verhelfen. Die deutsche Revolution von 1848/49, an die zurzeit, zum 175. Jubiläum, immer wieder erinnert wird, ist ein lebendiges Zeugnis für ihre Kreativität und ihre Beharrlichkeit. Trotz des vielfachen Scheiterns glaubten sie unbeirrbar an die Kraft des demokratischen Ideals. Sie hatten auch verstanden, wie entscheidend es war, es an die sich wandelnden Verhältnisse anzupassen.

Und nun sind wir im 21. Jahrhundert angekommen, und – nach mörderischen Kriegen und Diktaturen – meinten wir bis vor ein paar Jahren noch, hier in einer friedlich gewordenen Welt zu leben, in der der demokratische Gedanke sich durchgesetzt zu haben schien, seine Strahlkraft ungebrochen wäre. Neuerdings müssen wir erleben, dass wir da vielleicht einer Illusion aufgesessen sind. Wir sehen mit Erschrecken, dass Diktatoren, Volksverhetzer und notorische Lügner nicht nur Zulauf finden, sondern darüber hinaus frenetischen Beifall auf Massenveranstaltungen auslösen. Grobe Lügen, haarsträubende Verschwörungstheorien machen die Runde. Was ist da los?

Schauen wir näher hin:
Ein Windrad soll gebaut, eine neue Fluglandebahn für den Flughafen Frankfurt/Main gelegt oder die Migration beschränkt werden. Sie

ahnen es: Das wird dauern, das wird kompliziert. Von der Absicht bis zur Verwirklichung ist es ein langer Weg durch viele Instanzen, vorbei an Interessenverbänden, an europäischen Behörden und Klagen vor Gericht. „Da sollte doch mal einer auf den Tisch hauen und sagen: Wir machen das jetzt, und zwar schnell!" (Stoßseufzer aus irgendeinem Gespräch, an den ich mich erinnere). Wenn das so einfach wäre. All diese Bremsklötze haben sich ja in Jahrzehnten aufgebaut und hatten alle einmal ihren guten Sinn. Man wird sie nicht so einfach – hauruck – wieder los. Fluglandebahnen zum Beispiel können ganz schön auf die Nerven gehen und die hochgelobten Windräder möchte keiner gern direkt hinter seinem mühsam ersparten Eigenheim sehen. Also klagt man vor Gericht, und das dauert eben. Das nennt man dann Rechtsstaat, und eigentlich sind wir ja ganz froh, dass wir in einem solchen leben. – Wir haben es mit der Regelungswut möglicherweise in Deutschland, aber auch in Europa, etwas übertrieben!

Da in einem Millionenvolk nicht jeder seine eigenen Interessen zu Gehör bringen kann, sind Parteien entstanden, die gleiche und ähnliche Interessen bündeln, sie öffentlich vertreten und durchzusetzen versuchen. Der Wähler entscheidet sich dann für eine Partei: Das nennt man „repräsentative Demokratie". In der Tat, Appenzell können wir uns nicht „zurückholen". Und leider sind unsere eigenen Vorstellungen dann im politischen Betrieb oft nur schwer wiederzufinden.

Die Demokratie im 21. Jahrhundert ist anstrengend geworden. In Zeiten von Doppel- oder Dreifachkrisen erst recht. Da konkurrieren die Parteien gegeneinander – ein Machtkampf, der nicht immer mit Samthandschuhen geführt wird. Im Eifer des Gefechtes schießen dann die Aggressionen hoch und oft genug über das Ziel hinaus. Streit ist nicht schön anzusehen und anzuhören, aber er gehört in der heutigen Form der Demokratie einfach dazu.

Wie wäre es, wenn man das Ganze etwas „sportlicher nähme"? Da stehen keine unsichtbaren Mächte im Hintergrund, die sich verschworen haben gegen „uns". Kein böser Wille bricht sich da Bahn. Da sind einfach nur Menschen, wie wir selbst mit allen Fehlern von Menschen behaftet, mit Aggressionen, mit dem Willen zur Macht (denn den braucht ja wohl ein Politiker), Menschen, die sich irren können, die eine persönliche Geschichte haben, von der sie geprägt wurden und so weiter und so fort. Oft genug arbeiten sie für das Land bis zur Erschöpfung. Sie müssen lernen, eventuell sogar öffentlich zugeben, dass es die perfekte Lösung nicht gibt, dass Kompromisse alles verwässern, was notwendig wäre und was sie sich gewünscht hätten, dass das schöne Ideal von einer harmonischen und gerechten Gesellschaft nicht zu verwirklichen ist. Alle Versuche, ob radikal rechts oder radikal links, haben im 20. Jahrhundert in blutigen Diktaturen geendet.

Nehmen wir also auch die sehr unperfekte Parteiendemokratie, so wie sie ist, mit einer gewissen Gelassenheit. Schon Churchill sagte einst: „Die Demokratie ist keine besonders gute Staatsform, aber sie ist die beste, die ich kenne."

Ingrid Rumpf, FR

Wir gratulieren zum Geburtstag ...

im Januar 2024

Karl Schork	97 Jahre	FR
Adolf Hinze	96 Jahre	RR
Edeltraut Gölz	96 Jahre	RR
Helga Schumann	90 Jahre	RR

im Februar 2024

Wolfram Kast	103 Jahre	FR
Eva Jurowietz	97 Jahre	FR
Hanne Lore Berthold-Bonse	97 Jahre	RR
Hubert Tebbert	95 Jahre	FR
Erwin Otto Blanke	95 Jahre	RR
Gisela Hilsemer	95 Jahre	RR
Anneliese Walter	95 Jahre	RR
Eberhard Liersch	90 Jahre	RR
Helga Schmidt	90 Jahre	RR

im März 2024

Peter Wihan	101 Jahre	RR
Margareta Schneidmüller	99 Jahre	RR
Linda Brenner	90 Jahre	FR
Ruth Pfeifer	90 Jahre	FR
Anita Ernst	90 Jahre	RR

Manchen wundert's, liest er hier der Jubilare
hohe Zahl der Lebensjahre.
Hier wird nämlich nur genannt,
wer 90 und ab 95 ist bekannt.
Doch viele andre, die an Lebensjahr'n darunter sind,
ebenfalls an ihr'm Geburtstag munter sind.

... und begrüßen neue Bewohner

Dietrich und Margot Bräutigam	FR
Karde Daude	RR
Adam und Ursula Knöbl	RR
Bernhard und Ingrid Rempfer	RR
Bernd und Sigrun Röder	RR
Ursula Saurer	RR
Helmut Schlachter	RR
Herrmann Schweikert	RR
Dr. Hansjörg und Karin Seckel	FR
Lisa Spors	FR
Sieglinde Spychay	RR

Zum neuen Jahr

Und wieder ist ein Jahr vorbei,
wie immer gab es allerlei,
zum Trauern, Fürchten und auch Freuen,
zum Lieben, Lachen und Bereuen.
So wie die Welt halt immer ist,
nur gut, dass vieles man vergisst.

Doch was wir jetzt erleben müssen,
an Kriegen, Elend, Hindernissen,
wo täglich viele Menschen sterben ,
und Völker rennen ins Verderben,
wo Hass und Leid und Bomben sprechen,
wo Staaten Völkerrechte brechen.
Da bleibt mir meine Sprache weg.
Und es hat auch keinen Zweck,
dass die Natur wie immer blüht,
und dass auch manchmal Liebe glüht.

Ich kann nur noch auf Hoffnung bauen,
dass alle Männer, Kinder, Frauen,
NEIN, zu diesem Elend sagen:
Wir wollen es nicht mehr ertragen.
Die Guten müssen sich erheben,
und ihre Stimme darf nicht beben.
„Wir wollen Frieden“ muss es schallen,
es muss gehört werden von allen,
die Macht besitzen und viel Geld,
sie müssen ändern diese Welt.

Mein Kopf ist leer, traurig mein Herz,
vergangen ist mir Lust und Scherz.
Ich wünsche Freude mir und Glück,
zu jedem komme es zurück.
Ich wünsch uns eine bessre Welt,
die Recht und Freiheit uns erhält
und trotz allem festen Glauben,
daran, dass Kriege uns nicht rauben,
das Glück, das Lachen, Lebensfreude,
dass wir nicht sind der Trauer Beute.

Der Frühling kommt, die Erde lacht,
es blüht und sprießt mit aller Macht.
Ich wünsch uns Freude, lachen, singen.
Das neue Jahr, es möge bringen
Frieden, Freude, Wohlergehen
und alle Menschen sollen stehen,
aufrecht und froh und unverletzt,
heute wie morgen, bis zuletzt.

Dies schrieb im stillen Kämmerle
traurig
Gerlinde Hämmerle.

* * *

Impressum

Herausgeber:
Wohnstift Karlsruhe e. V.
Erlenweg 2, 76199 Karlsruhe
V.i.S.d.P.: Wolfgang Pflüger
Gestaltung:
Adam Weiß, Christoph A. Zajontz-Wittek

Redaktion:
Martin Achtnich, RR
Marthamaria Drützler-Heilgeist, FR
Ingeborg Niekrawietz, FR
Hans-Joachim Richter, RR
Ingrid Rumpf, FR

Kontaktdaten & Legende:
0721 / 8801-0
0721 / 8801-580
info@wohnstift-karlsruhe.de
www.wohnstift-karlsruhe.de
RR = Residenz Rüppurr
FR = FächerResidenz

Bildnachweise:
Deckblatt/Rückseite: Residenz Rüppurr/FächerResidenz
Seiten 3-7: Hans-Joachim Alexander
Seiten 12&13: Hans-Joachim Richter
Seite 16: Ingeborg Niekrawietz
Seite 19: Hans-Joachim Alexander
Seite 20: adobe Stock #22601963 von Christian Schwier
Seite 22: pixabay #2323461 von 8926
Seite 23: pixabay #1936600 von garten-gg
Alle weiteren Bilder sind intern aufgenommen, gemeinfrei oder direkt benannt

Hinweis zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG):
Wir halten uns selbstverständlich an das geltende Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG). Die Texte in diesem Heft liegen ganz oder größtenteils in der männlichen Form der Ansprache vor. Wir verwenden die männliche Form aus Gründen der Lesbarkeit ausschließlich als geschlechtsneutrale Formulierung und frei von jeglicher Form der Ungleichstellung. Vielen Dank für Ihr Verständnis.

@ info@wohnstift-karlsruhe.de
www.wohnstift-karlsruhe.de